

Gdańsk 2015, Nr. 32

Karol Sauerland

Pommerische Akademie Słupsk/Universität Warschau

Was ist kein Essay?

What is not an essay? The author has made an attempt of showing texts of a different kind which in no way could be considered essays. The author also poses the question: when do researchers, especially those ones who represent exact sciences, cross the borders of non-essayistic writing.

Keywords: essay, metaphor, history of science, Darwin, Nietzsche, Lukács, Latour

Der Autor versucht Textsorten aufzuzeigen, die auf keinen Fall als Essay gelten könnten, und fragt sich, wann Wissenschaftler, insbesondere Naturwissenschaftler, die Grenze des nicht-essayistischen Schreibens überschreiten.

Schlüsselwörter: Essay, Metapher, Wissenschaftsgeschichte, Darwin, Nietzsche, Lukács, Latour

Im „Spiegel“ wurde vor vielen Jahren, vielleicht sogar Jahrzehnten ein Bericht veröffentlicht, in dem ein Engländer danach fragte, wann ein Fahrrad aufhöre, ein Fahrrad zu sein. Er definierte das Fahrrad als etwas Zweirädriges, das, wenn man es anschubst, anstößt, eine Weile lang fährt, ehe es umfällt. Er veränderte die Form der Räder, was keinen besonderen Einfluss auf die Fahrmöglichkeit ausübte. Die Veränderung der Form des Lenkers beeinträchtigte nur die Fahrtüchtigkeit, nicht das Fahren überhaupt. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wann das Fahrrad aufhörte, ein Fahrrad zu sein. Mich beschäftigte daraufhin lange Zeit die Frage, welche Erkenntnisse man durch eine solche Vorgehensweise erlangen kann. Vor kurzem las ich, wie holländische Chemiker versuchten herauszufinden, wann Bienenhonig nicht mehr die Wirkung eines Antibiotikums aufweist. Sie entzogen dem Honig einen Bestandteil nach dem anderen. Es soll sehr lange gedauert haben, bis sie die antibiotische Wirkung des Honigs, um es krass auszudrücken, liquidieren konnten. Auf unser Thema bezogen, müsste ich mich fragen: wann hört ein Essay auf, ein Essay zu sein? Aber hier ergibt sich das Problem, dass wir ja über keine eindeutige Definition des Essays verfügen.¹ Wir wissen, was

¹ Es gibt natürlich Versuche, den Essay als besondere literarische Gattung zu definieren. Am häufigsten wird die Definition von Ludwig Rohner angeführt, die sich allerdings nur auf den deutschen Essay beschränkt: Er sei „ein kürzeres, geschlossenes, verhältnismäßig locker komponiertes Stück betrachtsamer Prosa, das in ästhetisch anspruchsvoller Form einen einzigen, inkommensurablen Gegenstand meist kritisch deutend umspielt, dabei am liebsten synthetisch, assoziativ, anschauungsbildend verfährt, den fiktiven Partner im geistigen Gespräch virtuos unterhält und dessen Bildung, kombinatorisches Denken, Phantasie erlebnishaft einsetzt“

ein Fahrrad ist, obwohl von Menschenhand konstruiert. Beim Bienenhonig sind wir in der glücklichen Lage, erklären zu können, es sei ein bestimmtes Produkt der Bienen. Ein Essay ist dagegen nichts Sicht- oder Fühlbares.

Ich will daher umgekehrt vorgehen und fragen: Was ist kein Essay? Mir fällt als erstes dazu ein, dass ein Communiqué sicherlich kein Essay ist. Die Formulierung von mathematischen Kalkülen, von physikalischen Gesetzen, von chemischen Eigenschaften die Benennung bestimmter Stoffe, Gebrauchsanweisungen, Rechtsvorschriften, Aufrufe zu Handlungen werden wir wohl auch nicht als Essays bezeichnen. Warum, fragt man sich? Ich würde antworten: wegen der Sachbezogenheit, des Verweisens auf Faktisches, des Sich-Beschränkens auf sogenannte Tatsachen. Der Umstand, dass immer wieder unterstrichen wird, Tatsachen seien Konstrukte, spricht nicht dafür, die Tatsachen darstellenden Textsorten als Essays zu klassifizieren. Kommentierte Tatsachen können dagegen zu einem Essay führen, wenn gleich es eine Frage der Art des Kommentars ist. Oder umgekehrt gefragt: Wann ist ein Kommentar nicht essayhaft? Ich würde sagen, wenn er frei von Spekulation und bildhaften Vergleichen ist, also frei von dem, was über die Tatsachen hinausführt. Aber ist dies überhaupt möglich? Schließlich ist jede Wissenschaft voller metaphorartigen Behauptungen. Darwin hat einmal in schönen Worten dargelegt, wie Wissenschaften stets Metaphern verwenden, die natürlich doppeldeutig sind. Im dritten Kapitel seiner „Entstehung der Arten“, in dem er ‚struggle of life‘ einführt, schreibt er:

„Ich will vorausschicken, dass ich diesen Ausdruck in einem weiten und metaphorischen Sinne gebrauche, unter dem sowohl die Abhängigkeit der Wesen von einander, als auch, was wichtiger ist, nicht allein das Leben des Individuums, sondern auch Erfolg in Bezug auf das Hinterlassen von Nachkommenschaft einbegriffen wird. Man kann mit Recht sagen, dass zwei hundartige Raubthiere in Zeiten des Mangels um Nahrung und Leben miteinander kämpfen. Aber man kann auch sagen, eine Pflanze kämpfe am Rande der Wüste um ihr Dasein gegen die Trockenis, obwohl es angemessener wäre zu sagen, sie hänge von der Feuchtigkeit ab. Von einer Pflanze, welche alljährlich tausend Samen erzeugt, unter welchen im Durchschnitt nur einer zur Entwicklung kommt, kann man noch richtiger sagen, sie kämpfe um's Dasein mit anderen Pflanzen derselben oder anderer Arten, welche bereits den Boden bekleiden. Die Mistel ist vom Apfelbaum und einigen wenigen anderen Baumarten abhängig; doch kann man nur in einem weit hergeholtten Sinne sagen, sie kämpfe mit diesen Bäumen; denn wenn zu viele dieser Schmarotzer auf demselben Baume wachsen, so wird er verkümmern und sterben. Wachsen aber mehrere Sämlinge derselben dicht auf einem Aste beisammen, so kann man in zutreffenderer Weise sagen, sie kämpfen miteinander. Da die Samen der Mistel von Vögeln ausgestreut werden, so hängt ihr Dasein mit von dem der Vögel ab, und man kann metaphorisch sagen, sie kämpfen mit anderen beerentragenden Pflanzen, damit sie die Vögel veranlasse, eher ihre Früchte zu verzehren und ihre Samen auszustreuen, als die der anderen. In diesen mancherlei Bedeutungen, welche ineinander übergehen, gebrauche ich der Bequemlichkeit halber den allgemeinen Ausdruck ‚Kampf um's Dasein‘.“²

(Ludwig Rohner, *Der deutsche Essay. Materialien zur Geschichte und Ästhetik einer literarischen Gattung*, Neuwied und Berlin 1966, S. 672). Es ist eine recht schwammige Definition. Vier Jahre zuvor schrieb R. Exner in seinem Artikel „Zum Problem einer Definition und einer Methodik des Essays“: „Die Genre-Bestimmung ist erstens sehr schwierig und lohnt sich, solange sie in der Definition steckenbleibt, nicht mehr oder weniger als irgendeine Festlegung einer literarischen Form auf ihre veränderlichen Qualitäten“ (in: *Neophilologus* 46/1962, S. 169).

² Charles Darwin, *Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe um's Dasein*, aus dem Englischen übersetzt von H.G. Bronn, nach der sechsten englischen vielfach umgearbeiteten Auflage durchgesehen und berichtigt von J. Victor Carus, 5. Auflage, Stuttgart 1872, S. 75.

Das gleiche betraf den Ausdruck natürliche Zuchtwahl, den Darwin mit den Worten erläuterte:

„Mehrere Schriftsteller haben den Ausdruck natürliche Zuchtwahl missverstanden oder unpassend gefunden. Die einen haben selbst gemeint, natürliche Zuchtwahl führe zur Veränderlichkeit, während sie doch nur die Erhaltung solcher Abänderungen einschliesst, welche dem Organismus in seinen eigenthümlichen Lebensbeziehungen von Nutzen sind. Niemand macht dem Landwirth einen Vorwurf daraus, dass er von den grossen Wirkungen der Zuchtwahl des Menschen spricht, und in diesem Falle müssen die von der Natur dargebotenen individuellen Verschiedenheiten, welche der Mensch in bestimmter Absicht zur Nachzucht wählt, nothwendiger Weise zuerst überhaupt vorkommen. Andere haben eingewendet, dass der Ausdruck Wahl ein bewusstes Wählen in den Thieren voraussetze, welche verändert werden; ja man hat selbst eingeworfen, da doch die Pflanzen keinen Willen hätten, sei auch der Ausdruck auf sie nicht anwendbar! Es unterliegt allerdings keinem Zweifel, dass buchstäblich genommen, natürliche Zuchtwahl ein falscher Ausdruck ist; wer hat aber je den Chemiker getadelt, wenn er von den Wahlverwandtschaften der verschiedenen Elemente spricht? und doch kann man nicht sagen, dass eine Säure sich die Base auswähle, mit der sie sich vorzugsweise verbinden wolle. Man hat gesagt, ich spreche von der natürlichen Zuchtwahl wie von einer thätigen Macht oder Gottheit; wer wirft aber einem Schriftsteller vor, wenn er von der Anziehung redet, welche die Bewegung der Planeten regelt? Jedermann weiss, was damit gemeint und was unter solchen bildlichen Ausdrücken verstanden wird; sie sind ihrer Kürze wegen fast nothwendig. Eben so schwer ist es, eine Personificierung des Wortes Natur zu vermeiden; und doch verstehe ich unter Natur bloss die vereinte Thätigkeit und Leistung der mancherlei Naturgesetze, und unter Gesetzen die nachgewiesene Aufeinanderfolge der Erscheinungen. Bei ein wenig Bekanntschaft mit der Sache sind solche oberflächlichen Einwände bald vergessen.“³

Eine Säure wählt sich eine Base aus, es gibt chemische Wahlverwandtschaften. Man könnte noch vieles andere hinzufügen: die und die Stelle im Gehirn ist für das und das verantwortlich, die Entscheidung im Gehirn wird früher getroffen, als wir zu entscheiden glauben etc. Es sei mithin möglich, dass wir über keinerlei Entscheidungsfreiheit verfügen.

Darwin musste, wie wir sahen, zur Erklärung seiner grundlegenden Begriffe essayistisch vorgehen, das eigentliche Gebiet der Evolutionstheorie verlassen, um zeigen zu können, wie sich die Wechselbeziehungen zwischen der Tier- und Pflanzenwelt, die Lebensbedingungen für das Überleben als Gattung gestalten. Er verweist zu Recht auf die Astronomie, die mit dem Begriff der Anziehungskraft operiert. Abgesehen davon, dass die Gravitation bis heute ein Geheimnis geblieben ist, hat es in der Zeit zwischen Galilei und Newton einen harten Kampf um die Erklärung der Planetenbewegung gegeben, denn man konnte sich keinen leeren Raum vorstellen. Er war der horror vacui. Dieser Kampf wurde bezeichnenderweise in Essays ausgefochten.

Es stellt sich mit einem Wort heraus, dass es selbst Wissenschaftlern schwer fällt, keinen Essay zu verfassen, denn um die jeweils vorliegenden Probleme zu lösen, die offenen Fragen zu beantworten, müssen sie auf Bildsprache, Metaphern und Analogien zurückgreifen, Es ist für sie der beste Weg, ihre Ideen zur Klärung offener Fragen darzulegen. Doch seit jenen Zeiten, in denen die Vorstellung aufkam, dass es ein Kriterium dafür gibt, was Wissenschaft und vor allem wissenschaftliches Schreiben sei, schämen sich sogenannte exakte Wissenschaftler jeglicher Überschreitung der scheinbar obligatorischen Regelungen in bezug auf

³ Ebd. S. 186.

die Sprache und die Darstellungsform. Alles soll den Eindruck erwecken, dass man sich exakt ausdrücke und sich an die ermittelten Fakten halte. Es gibt daher selten Reflexionen in der Art von Darwin über die verwendeten Begriffe und die Vorgehensweisen, darüber, dass Fakten nur dadurch zu Fakten werden, indem man im Rahmen der Forschungsarbeit vieles als störend weglässt, um zu einem eindeutigen Ergebnis zu kommen. Erst wenn dieses eindeutige Ergebnis Zweifel aufkommen lässt, wird der Wissenschaftler zu allgemeineren Reflexionen bereit sein. Und diese werden plötzlich den Eindruck des Essayistischen erwecken.

Ein Essay wird mit Versuch übersetzt. Zu Recht. Der Wissenschaftler wird seine Ausführungen als einen Versuch darstellen, als ein Suchen nach einer Lösung. Der Schluss daraus müsste lauten: Kein Suchen ohne Versuche, d.h. bei schriftlichen Formulierungen ist der Rückgriff auf die Form des Essays bzw. auf Essayistisches unabdingbar. Die Forderung ‚kein Essay‘, nur nichts Essayistisches, würde mithin den Tod der Wissenschaft bedeuten.

Über diese Forderung hat sich u.a. Bruno Latour hinweggesetzt. Er nennt sein mittlerweile berühmtes Buch „Wir sind nie modern gewesen“ einen Essay! Bis dahin dachte ich, dass sich der Essay durch eine gewisse Kürze auszeichnet. Er ist zwar länger als ein klassischer Aphorismus, aber kein dickes Buch. Latours Arbeit umfasst fast 200 Seiten. Das Wort Essay erscheint allerdings nur im französischen Titel. Dort heißt es: „Nous n’avons jamais modernes. Essai d’anthropologie symétrique“, was mit „Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie“ ins Deutsche übersetzt wurde. An die Stelle des französischen ‚Essai‘ ist der ‚Versuch‘ getreten. Zu Recht, denn im Deutschen versteht man unter Essay eher die Form, während das Französische das Inhaltliche betont: den Versuch. Nicht umsonst werden in den deutschen Arbeiten über den Essay immer wieder Formfragen in den Vordergrund gerückt, wobei lange Zeit die Tendenz vorherrschte, alles Wissenschaftliche als etwas darzustellen, was der Form des Essays grundlegend widerspreche. Georg Lukács drückte es in seiner Essaysammlung „Die Seele und die Formen“ von 1911 so aus:

„In der Wissenschaft wirken auf uns Inhalte, in der Kunst die Formen; die Wissenschaft bietet uns die Tatsachen und ihre Zusammenhänge, die Kunst aber Seelen und Schicksal. Hier scheiden sich die Wege; hier gibt es keinen Ersatz und keine Übergänge. Wenn auch in den primitiven, noch nicht differenzierten Epochen Wissenschaft und Kunst (und Religion und Ethik und Politik) ungetrennt und in Einem sind, sobald die Wissenschaft losgelöst und selbständig geworden ist, hat alles Vorbereitende seinen Wert verloren. Erst wenn etwas alle seine Inhalte in Form aufgelöst hat und so reine Kunst geworden ist, kann es nicht mehr überflüssig werden; dann aber ist seine einstige Wissenschaftlichkeit ganz vergessen und ohne Bedeutung.“⁴

Für Latour gibt es den Gegensatz zwischen den „primitiven“ Epochen, in denen noch alles ungetrennt war, und der gegenwärtigen Zeit der Wissenschaften nicht. Er tut diese Sicht als die moderne ab, welche die Trennung, Auseinanderdividierung der Wissensgebiete und Handlungsräume im Namen der Autonomie, wie wir sie seit Max Weber bis hin zu Pierre Bourdieu kennen, auf ihre Fahnen geschrieben hat. In Wirklichkeit verbindet sich alles mit allem, so wie es einst bei den sogenannten vormodernen Völkern der Fall war. Für sie war das Hybride etwas Selbstverständliches, aber sie wollten nicht, dass die Zahl hybrider Gebilde zunehme. Im Unterschied zu ihnen schaffen wir selber noch und noch hybride Welten.

⁴ Georg Lukács, Die Seele und die Formen, Berlin 1911, S. 6.

Doch die Modernen vollbringen das Kunststück, so zu tun, als lebten sie in gut unterscheidbaren Welten, hier Kultur, dort Natur, hier Geist, dort Materie. In Wirklichkeit sind sie es, die zu einer „verstärkten Mischung von Menschen und nicht-menschlichen Wesen“ führen.⁵ Um diese neue, von Menschen produzierte Mischwelt zu erfassen, bedient sich Latour einer im Grunde modernen, mit Montaigne einsetzenden Darstellungsform, des Essays, in dem gerade die Trennung vermieden wird.

Latour schwebt hierbei keineswegs eine „Vertextungsstrategie“ vor, die nach Birgit Nübel „zwar mit kulturellen Leitdifferenzen (‘Natur‘ – ‘Kultur‘, ‘Körper‘ – ‘Geist‘, ‘Weiblich‘ – ‘Männlich‘ etc.) arbeitet, aber weder bei bloßen Gegenüberstellungen noch bei Synthetisierungsversuchen stehen bleibt“,⁶ sondern er möchte das Hybride erfassen, bei dem sowohl die Menschen wie auch die sogenannten Dinge, auch die konstruierten, Akteure sind.

Die Zeit, die dem „nur kein Essay“ huldigte, geht – das sei betont – vorüber. Wer liest oder las schon Communiqués, Gebrauchsanweisungen oder Rechtsvorschriften ohne Einschränkung bzw. ohne Verbindung mit anderem? Wer war jemals modern? Wohl nur die Bürokraten! Sie spielen in Latours Essays allerdings keine Rolle. Er scheint sie nicht wahrzunehmen. Ihre Schreiben an ihre Vorgesetzten und an die Bittsteller sind gewiss keine Essays.

⁵ Bruno Latour, *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*, Frankfurt am Main 2008, S. 57.

⁶ Birgit Nübel, *Robert Musil – Essayismus als Selbstreflexion der Moderne*, Berlin, New York 2006, S. 2.